

Ein Schatz aus Jerusalem – das Miterleben jüdischen Lebens

Gut zehn Jahre ist es her, dass ich wieder aus Jerusalem nach Hause – nach Augsburg und ins Allgäu – zurückgekehrt bin. In dieser so wunderbaren, vielfältigen, religiösen, chaotischen, alten und bedeutenden Stadt durfte ich acht Monate leben. Im Rahmen des Theologischen Studienjahres Jerusalem war es mir möglich, einen Teil meines Studiums der katholischen Theologie hautnah an einem der Orte des Geschehens zu verbringen. Zehn Jahre ist dies nun her, zehn Jahre, in denen viel passiert ist, zehn Jahre – Zeit, um wieder einmal dankbar zurückzublicken und zu betrachten, welche Schätze mir das Studienjahr für mein Leben und meine Arbeit mitgegeben hat.

Als ich mich im Sommer 2013 auf meinen Aufenthalt im Heiligen Land vorbereitet habe, habe ich mich neben der Vertiefung der Bibelwissenschaften und dem Eintauchen in die biblische Archäologie auch ganz besonders darauf gefreut, jüdisches Leben und jüdische Feste hautnah mitzerleben. Dass religiöse und insbesondere jüdische Feste das Leben der Gesellschaft in Israel sehr prägen, wurde mir zum ersten Mal sehr deutlich, als wir unseren Flug nach Tel Aviv gebucht haben. Da ich mit zwei Kommilitoninnen plante, an einem Samstag zu fliegen, konnten wir nicht mit der israelischen Airline El Al fliegen. Außerdem musste genau abgecheckt sein, wie wir dann vom Flughafen nach Jerusalem kommen sollten, da natürlich auch die israelischen öffentlichen Verkehrsmittel erst wieder nach Sonnenuntergang fahren. Dafür war es für mich zunächst sehr ungewohnt, am darauffolgenden Sonntag festzustellen, dass in Jerusalem ganz normaler Arbeitsalltag herrschte.

Sodann begann der Vorlesungs- und Exkursionsalltag im Theologischen Studienjahr. Eine der ersten Vorlesungen behandelte jüdisches Leben und jüdische Feste, und so wurden wir auch in der Theorie darauf vorbereitet, daran im Laufe des Jahres als Gäste teilzunehmen.

Eines Sabbats also entschlossen sich die Teilnehmer des Studienjahres, in die ganze Stadt auszuschwärmen und verschiedenste Synagogengottesdienste zu besuchen. Meine Kleingruppe entschied sich dafür, eine Synagoge des konservativen Judentums anzupeilen. Auch, wenn das konservative Judentum manches nicht so streng sieht wie das orthodoxe Judentum,

entschlossen wir weiblichen Studierenden uns dazu, u.a. als Zeichen unserer Wertschätzung einen langen Rock zu tragen.

Bald darauf folgte der nächste Synagogenbesuch zum jüdischen Neujahrsfest, Rosch ha-Schana, im September. Sehr einprägsam war für mich dabei das Blasen des Schofarhorns im Morgengottesdienst.

Zehn Tage später durften wir den höchsten jüdischen Feiertag, den Jom Kippur, miterleben. Für uns besonders eindrücklich war, dass das Leben in Jerusalem entsprechend des Charakters des Tages komplett stillstand, und man auf den großen, sonst stark befahrenen Straßen, spazieren gehen konnte. Auch ein abendlicher Besuch an der Klagemauer durfte nicht fehlen. Wo sonst überwiegend schwarz gekleidete Juden beten, war der Platz an diesem Abend mit weiß gekleideten, andächtig feiernden Menschen gefüllt.

Dann folgte wieder ein wichtiges jüdisches Fest, das Laubhüttenfest, mit dem man sich im Judentum an die vierzigjährige Zeit Israels in der Wüste erinnert.

Überall in Jerusalem und im ganzen Land konnten wir Laubhütten sehen, auf freien Plätzen, auf Dächern, auf Balkonen und in Gärten.

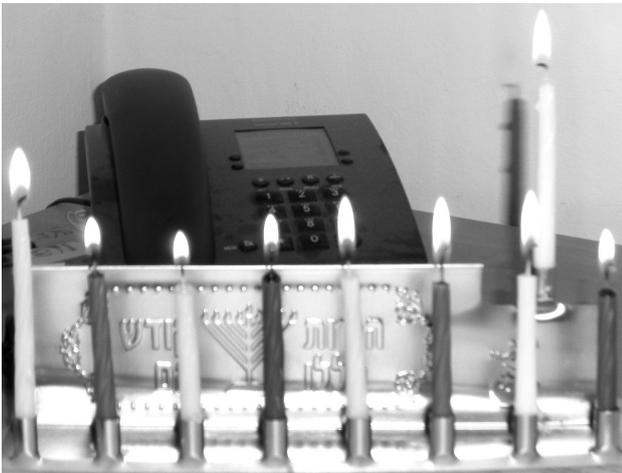


Auch wir versuchten, im Garten unseres Studienhauses auf dem Zion unsere eigene Sukka zu bauen – ein Gestell mit Planen war schon da,

und wir mussten nur noch das Dach mit Palmzweigen so abdecken, dass der Himmel noch sichtbar war.

Außerdem folgten wir der Einladung einer jüdischen Dozentin, die uns in Kleingruppen zu sich nach Hause in ihre Sukka einlud. Zunächst zeigte und erklärte sie uns ihren Lulaw, den Feststrauß aus vier verschiedenen Arten: Einem Dattelpalmenzweig, einem Myrtenzweig, einem Bachweidenzweig und einer Etrofrucht. In der Sukka auf dem Dach genossen wir dann gute Gespräche und frische Datteln und Feigen.

So langsam wurde es Dezember, und recht parallel zu unserem christlichen Advent wurde im Judentum acht Tage lang Chanukka gefeiert. Bei abendlichen Spaziergängen durch die Stadt sah man, wie in den Fenstern der Häuser jeden Abend eine Kerze mehr am Chanukka-Leuchter entzündet wurde, in Erinnerung an das Öl-Wunder im neu eingeweihten Tempel. Eines Abends lud uns auch ein jüdischer Nachbar, ein Rabbiner, zu sich zum Entzünden des Chanukka-Leuchters ein, und als Geschenk erhielten alle von uns einen Chanukka-Leuchter in klein.



Im Februar dann durften wir ein weiteres Fest miterleben: Purim. Es erinnert an die Rettung des Volkes Israel durch Ester, und es wird ausgelassen und maskiert gefeiert. Bei einem abendlichen Besuch der Neustadt Jerusalems gingen wir von einer Partymeile zur nächsten.

Ein ganz besonderer Abend war für uns auch die Einladung eines Rabbiners zu sich und seiner Familie, um gemeinsam an einem Freitagabend den Sabbat zu feiern. Vor dem festlichen Essen wurden unter anderem das Kiddusch-Gebet gesprochen und die Sabbatbrote gesegnet und gegessen. Auch Lieder und Tänze begleiteten den eindrucksvollen Abend.

Mit dem christlichen Osterfest neigte sich dann unser Studienjahr in Jerusalem so langsam dem Ende zu. Zeitgleich zu Ostern wurde 2014 auch das jüdische Pessach-Fest gefeiert – Grund dazu, um über die Verbindung der beiden Feste und die Verwurzelung Jesu im Judentum nachzudenken. Jerusalem platzte zu dieser Zeit aus allen Nähten – und es wurde noch einmal die besondere Bedeutung dieser Stadt für Judentum und Christentum spürbar.

Mich faszinieren am Feiern der jüdischen Feste drei Dinge: Zunächst ist dies das ausgelassene und emotionale Feiern – das Leben wird gefeiert, mit seinen ernstesten, aber auch mit seinen freudigen Seiten. Zweitens finde ich es sehr bereichernd, dass man sich ganz besonders daran erinnert, dass es einen Gott gibt, der in der Geschichte da war und dem man sich auch heute und in Zukunft anvertraut wissen darf. Zu guter Letzt sind es die Rituale, die mich im jüdischen Leben und bei jüdischen Festen sehr beeindruckten. Rituale scheinen im Christentum in der deutschen Gesellschaft mitunter ihre Bedeutung einzubüßen, und doch denke ich, dass man gerade dadurch im Leben Halt finden kann.

Dies alles sind Dinge, die ich auch für meine seelsorgliche Tätigkeit als Pastoralreferentin fruchtbar machen möchte. Mir ist es wichtig, dass der Glaube mit dem Leben zu tun hat, und dass das Leben gefeiert wird – von der Schwangerensegnung bis hin zur Beerdigung mit ihrer Hoffnung über den Tod hinaus. Mir ist es wichtig, Menschen spüren zu lassen, dass unser jüdisch-christlicher Gott ein Gott ist, der da ist, der auch uns heute sieht, und dem wir uns anvertraut wissen dürfen. Schließlich ist es mir wichtig, in meiner Arbeit Rituale – von gängigen bis neuen Formen – anzubieten. Denn gerade in existentiellen Situationen erlebe ich es, dass Menschen dadurch eine Ausdrucksform für ihre Situation finden, die sich oft nicht in Worte fassen lässt, und die dadurch aushaltbarer wird.

Das Miterleben jüdischen Lebens und jüdischer Feste in Jerusalem – ein Schatz aus meinem Theologischen Studienjahr, der mein Leben und meine Arbeit in der Seelsorge mit prägt – auch noch zehn Jahre danach und hoffentlich weit darüber hinaus.

Dipl. theol. Luzia Maier